

DAS SEMESTER BEGINNT Was Studierende und Dozenten an der Hochschule erwartet

Große Freiheit – dickes Gängelband

Die Studierenden sind heute unselbstständiger als früher, wird behauptet – stimmt das? Und wenn ja: warum? Eine Umfrage

Die 68er-Generation gilt als rebellisch, die danach geborene „Generation X“ als ehrgeizig. Und die Studierenden von heute? Glaubt man einem kürzlich erschienenen Buch der Bonner Lehrbeauftragten Christiane Florin, sind sie vor allem unselbstständig: Florin beklagt, die Studierenden von heute hätten das eigenständige Arbeiten verlernt. Dozenten müssten für sie vor allem Animatoren und Erzieher sein, und statt gegen den verschulchten Bachelor zu rebellieren, forderten sie noch genauere Anweisungen ein.

Was denken die Studierenden selbst über diese Behauptungen? Ist ihnen das selbstständige Arbeiten fremd geworden oder brauchen sie mehr Freiräume? Was denken ihre Dozenten über sie? Wir haben uns an der Uni umgehört.

Parima Parsipour, 22, studiert im 3. Bachelor-Semester Biologie an der HU

Viele Studierende versuchen zwar, ihr Studium selbstständig zu gestalten – aber die meisten hören damit wieder auf, wenn sie merken, dass es negativ sanktioniert wird. Das ist nicht verwunderlich: Wenn man zum Beispiel außerplanmäßige Veranstaltungen besucht, die man interessant findet, erntet man entsetzte Blicke der Kommilitonen und Dozenten. Und man bekommt keine Leistungspunkte, das zieht das Studium in die Länge. Besonders für Studierende, die BaFög beziehen, ist das fatal.



Parsipour

Zudem ist eine selbstständige Organisation des Bachelor-Studiums bürokratisch sehr kompliziert. Ich finde es deswegen verständlich, wenn einige sehr viele organisatorische statt inhaltliche Fragen stellen – sie haben eben Angst, irgendetwas nicht mitzubekommen. Wir müssen ja auch noch jedes Semester aufs Neue den Stoff für etwa acht Klausuren auswendig lernen, auch wenn davon danach im Kopf nichts mehr haften bleibt. Wenn man sich da nicht anpasst, gilt man als nicht leistungsstark. Ich glaube auch, dass die Digitalisierung dazu beigetragen hat, dass unsere Generation unselbstständiger geworden ist.

Merveille Mubakemeschi, 23, studiert im 7. Bachelor-Semester Politikwissenschaft an der FU

Wir Studierenden müssen aufpassen, uns nicht allzu sehr vom Effizienzdiskurs vereinnahmen zu lassen, der seit einigen Jahren wieder stärker in die Unis eindringt. Der Vorwurf der Unselbstständigkeit trifft uns dabei doppelt. Wenn wir durchs Studium kommen wollen und die Pflichtseminare absitzen, gelten wir als unselbstständig im Denken. Aber wenn wir die Pflichtseminare sausen lassen und unseren eigenen Interessen folgen, wenn wir uns Zeit nehmen, um theoretische Grundlagen zu verstehen, um unangenehme Fra-



Gute Führung. Je mehr Vorgaben Studierende bekommen, desto besser schneiden sie ab: Diese Erfahrung hat ein Tutor bei seinen Kommilitonen gemacht. Eine Professorin widerspricht: Studierende sind höchst dankbar für Freiräume.

gen zu stellen und uns politisch austauschen – dann heißt es schnell, wir würden unser Studium organisatorisch nicht selbstständig hinbekommen und nicht anpassungsfähig genug sein. Dann wird schnell die Angst geschürt, bei zu langer Studienzzeit Schulden machen zu müssen oder nicht eingestellt zu werden. Der Druck kommt dabei von der Gesellschaft, von den eigenen Eltern, aber auch von uns selbst. Zum Teil ist dieser Druck auch tatsächlich real. Und wenn es viele uninteressante Pflichtseminare gibt, kann man natürlich nicht in jedem begeisterten diskutieren. Aber man findet auch im repressiven Studium immer Nischen, in denen man den eigenen Interessen folgen, sich wissenschaftlich ausprobieren und auf die Suche nach eigenen Standpunkten begeben kann.

Marc-Steffen Zwisele, 24, studiert im 3. Master-Semester Mathematik an der TU

In dem Elektrotechnik-Tutorium, das ich leite, habe ich festgestellt: Die Klausuren der Studierenden werden wirklich besser, wenn man ihnen im Semester mehr Vorgaben gibt und deren Einhaltung strenger kontrolliert. Viele können sich nicht mehr selbst motivieren, wenn sie zu viel Freiraum bekommen. Diese Haltung ist zwar bedauerlich, man kann sie uns Studierenden aber schlecht vorwer-

Manuela Boatca, 39, Professorin für Soziologie am Lateinamerika-Institut der FU

An der Selbstständigkeit der heutigen Studierenden hat sich meiner Meinung nach im Vergleich zu früher nichts geändert. Die Struktur von Bachelor- und Masterstudium schränkt ihren Gestaltungsspiel-

raum zwar ein. Diejenigen, die effizienter mit Zeit und anderen Ressourcen umgehen können, sind nun erfolgreicher. Die Selbstständigkeit leidet aber bei den meisten nicht darunter. Das merke ich daran, dass die Studierenden höchst dankbar sind, wenn man ihnen Raum gibt, das Gelernte selbstständig zu reflektieren. Viele überraschen mich auch positiv mit Hinweisen auf interessante Veranstaltungen, die wir Dozentinnen und Dozenten noch gar nicht kannten – beispielsweise zu Themen wie Rassismus oder Migration. Manchmal stellt sich dann heraus, dass sie diese sogar selbst organisiert haben. Auch bei den Abschlussarbeiten gehen die meisten sehr selbstständig vor. Ihre Betreuerinnen und Betreuer wählen sie nicht nur mit Blick auf deren Notengebung und Verfügbarkeit aus, sondern auch abhängig davon, wie kritisch oder kompetent sie sie finden. Manchmal wählen sie als Zweitgutachterin oder Zweitgutachter sogar jemanden von einer anderen Universität, was großen zusätzlichen Aufwand bedeutet. Viel selbstständiger als das geht es fast nicht.

Martus

Es ist bewundernswert, wie diese Vermittlungsleistung fast allen Studierenden selbstständig gelingt, und wie sie sich dann auch noch im Organisationsdschungel der bachelorierten Studiengänge zurechtfinden. Zu beklagen wäre allenfalls, dass der Selbstständigkeitsdrang, den fast alle Lernenden, Lehrenden und forschenden Mitglieder der Universität verspüren, vom Universitätsbetrieb blockiert wird.

Ulf Schrader, 46, Professor für Arbeitslehre/Ökonomie und Nachhaltigen Konsum an der TU

Eine der zentralen Entwicklungen, die ich seit meiner eigenen Studienzeit (1990-95) beobachte, ist, dass fast alle Studierenden ihren Lebensunterhalt heute zu großen Teilen selbst bestreiten. Ich dagegen habe mich bis zum Vordiplom fast komplett von meinen Eltern „aushalten“ lassen – und ich war da unter Kommilitonen in bester Gesellschaft. Ich habe auch den Eindruck, dass es den Studierenden heute viel leichter als früher fällt, sich selbst und ein Thema zu präsentieren. Ihre Vorträge sind deutlich lebendiger und aktivierender geworden, und das liegt nicht nur an der Möglichkeit, Youtube-Filme einzubinden. Diese Entwicklungen sprechen für eine hohe Selbstständigkeit.

Aufgezeichnet von Luisa Hommerich

Steffen Martus, 46, Professor für Neuere deutsche Literatur an der HU

Es gibt viele Meinungen, Urteile und vor allem Vorurteile über die Studierenden. Aber offen gesagt: Wir wissen sehr wenig über sie. Was meinen wir eigentlich, wenn wir uns fragen, wie selbstständig sie sind? Zunächst einmal, dass sie ohne Druck, Zwang und großen Beratungsbedarf ihre Aufgabe erledigen. Anstatt ins Lamento über die Kundenmentalität der Generation Y einzustimmen, sollte man sich daher klarmachen, was diese leistet, wenn sie an die Uni kommt. Sie muss den Sprung schaffen von einer Jugendwelt, die wesentlich digital organisiert ist, zu einer neuen Lehr-Lern-Umgebung, die aus guten Gründen und sehr erfolgreich noch ziemlich analog arbeitet. Sie muss auch verarbeiten, dass sie aus Schulen entlassen wird, deren Bildungsvorstellungen sich von denen der Universität immer weiter entfernen.

Martus

Es ist bewundernswert, wie diese Vermittlungsleistung fast allen Studierenden selbstständig gelingt, und wie sie sich dann auch noch im Organisationsdschungel der bachelorierten Studiengänge zurechtfinden. Zu beklagen wäre allenfalls, dass der Selbstständigkeitsdrang, den fast alle Lernenden, Lehrenden und forschenden Mitglieder der Universität verspüren, vom Universitätsbetrieb blockiert wird.

Ulf Schrader, 46, Professor für Arbeitslehre/Ökonomie und Nachhaltigen Konsum an der TU

Eine der zentralen Entwicklungen, die ich seit meiner eigenen Studienzeit (1990-95) beobachte, ist, dass fast alle Studierenden ihren Lebensunterhalt heute zu großen Teilen selbst bestreiten. Ich dagegen habe mich bis zum Vordiplom fast komplett von meinen Eltern „aushalten“ lassen – und ich war da unter Kommilitonen in bester Gesellschaft. Ich habe auch den Eindruck, dass es den Studierenden heute viel leichter als früher fällt, sich selbst und ein Thema zu präsentieren. Ihre Vorträge sind deutlich lebendiger und aktivierender geworden, und das liegt nicht nur an der Möglichkeit, Youtube-Filme einzubinden. Diese Entwicklungen sprechen für eine hohe Selbstständigkeit.

Natürlich ist aber der Prüfungsaufwand durch Bachelor und Master stark gestiegen. In meinem Wirtschaftsstudium habe ich insgesamt weniger Hausarbeiten geschrieben als viele meiner Studierenden jedes Semester abgeben müssen. Deswegen betreiben sie das Studium dort engagiert, wo sie es als sinnvoll wahrnehmen. Dort, wo es nur als Pflicht gesehen wird, versuchen sie, ihren Aufwand zu minimieren – was zeigt, dass sie das ökonomische Prinzip verstanden haben. Doch schon zu meiner Studienzeit wurden Dozenten, die ihren Stoff lustlos abspulten, mit Papierflugzeugen beworfen, man döste ein oder blieb gleich ganz zu Hause. Das heißt nicht, dass Dozenten „Animatour“ sein sollten. Doch der Versuch, den eigenen Studierenden Begeisterung für Inhalte zu vermitteln, hat sich schon immer gelohnt.

Aufgezeichnet von Luisa Hommerich

Berlin rechnet mit neuem Rekord

Das Semester beginnt in Berlin – über 166 000 Studierende werden in den Seminaren sitzen. Die Berliner Senatsverwaltung kennt die exakte Zahl noch nicht, rechnet aber mit einem neuen Rekord.

Der Großteil, nämlich 63 Prozent, studiert an einer staatlichen Berliner Universität, 23 Prozent an einer Fachhochschule, drei Prozent an einer künstlerischen und zwei Prozent an einer konfessionellen Hochschule. Nur neun Prozent studieren an einer privaten Hochschule.

Von den rund 15 000 Erstsemestern, die allein die drei großen Universitäten erwarten, werden manche in den ersten Wochen noch auf Wohnungssuche sein. Beim Studentenwerk stehen über 200 Studierende auf der Warteliste für einen Wohnheimplatz. Etwa die Hälfte der Berliner Erstsemester hat ein Berliner Abitur – steht also bei der Wohnungssuche weniger unter Druck als die Neuankömmlinge. Im Schnitt zahlen Studierende 321 Euro für Miete und Nebenkosten. 68 Prozent der Berliner Studierenden jobben, das ist bundesweit Spitze. Die Studierenden ohne deutsche Staatsangehörigkeit machen in Berlin 18 Prozent aus. Die meisten sind Türken, Chinesen, Russen und Polen, gefolgt von Italienern, Franzosen und US-Amerikanern, bei denen Berlin in den vergangenen Jahren deutlich beliebter geworden ist.

Für alle, denen die Orientierung schwerfällt, bietet das Studentenwerk am Donnerstag (16. Oktober) die Messe „Richtig starten“ an. Dort geben Experten Auskünfte zu Themen wie BaFög oder Jobben. – 12 bis 16 Uhr in der TU-Mensa (Hardenbergstraße 34, 10623 Berlin). tiw/akü

Über die Ehre: Vorträge an den Unis

Um die Ehre und um Ehrkonflikte in der Literatur der Frühen Neuzeit geht es in den kommenden Monaten an der Freien Universität in einer öffentlichen Ringvorlesung. Die Vorträge richten sich auch an ein breiteres Publikum. Zum Auftakt spricht am 14. Oktober die Literaturwissenschaftlerin Gesa Dune (FU). Am 21. Oktober spricht die Juristin Elisabeth Koch (Jena) über rechtshistorische Implikationen von Ehre und Würde (jeweils 16 Uhr, Hörsaal 1b, Habelschwerdter Allee 45). Später folgen Vorlesungen etwa zu Sexualität und Ehre oder über Beschimpfungen (das Programm unter www.fu-berlin.de/offenerhoersaal).

Die Humboldt-Uni weist auf ihre Reihe „Das Jahrhundert vermessen“ hin, die die HU-Zeithistoriker mit der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur organisieren. In der Reihe deuten Historiker die großen Entwicklungslinien des 20. Jahrhunderts (immer mittwochs 18 Uhr, Kronenstr. 5). Zum Auftakt spricht am 15. Oktober der Historiker Martin Sabrow (HU).

Das Studium generale der Hochschule für Wirtschaft und Recht (HWR) startet mit einem öffentlichen Vortrag des Umweltökonom Otmart Edenhofer (Potsdam): „Was kostet es, die Welt zu retten?“, lautet das Thema seines Vortrags (20. Oktober, 14 Uhr, Hörsaal B4.01, Badensche Straße 52 in Schöneberg). tiw

Elite-Unis wollen Klarheit

Der Wissenschaftsrat, die Deutsche Forschungsgemeinschaft und mehrere Unis appellieren an die Politik, eine „schnelle Grundsatzentscheidung für die Weiterentwicklung der Exzellenzinitiative“ zu treffen. Der Appell ist das Fazit eines zweitägigen Treffens von 100 Sprechern von Exzellenzprojekten mit Vertretern der DFG und des Wissenschaftsrats in der vergangenen Woche in Bad Honnef. Um die Erfolge des Programms zu verstetigen, müssten Bund und Länder schnell über die Fortsetzung entscheiden.

Im Oktober 2017 versiegen die Mittel aus der Exzellenzinitiative. Die Hochschulen bräuchten Planungssicherheit, hieß es. Im Koalitionsvertrag der Bundesregierung ist zwar die Weiterentwicklung der Exzellenzinitiative verabschiedet. Doch in welcher Form, ist offen. Der Wissenschaftsrat hatte sich im Sommer vor einem Jahr gegen eine Fortsetzung des Wettbewerbs um „Zukunftskonzepte“ ganzer Unis („Elite-Unis“) ausgesprochen.

Krankenhaus - krankes Haus?

Eine Umfrage zeigt, wie ökonomischer Druck Klinikärzte beeinflusst

70 Prozent der Chefärzte in Krankenhäusern sind überzeugt, dass der Blick aufs Geld heute negative Auswirkungen auf die Versorgung der Kranken hat. Die Hälfte der Chefärzte erlebt im Alltag regelmäßig Entscheidungskonflikte zwischen ärztlichen und wirtschaftlichen Zielsetzungen. Das zeigt eine noch unveröffentlichte Studie von Mitarbeitern des Lehrstuhls für Medizinmanagement der Universität Duisburg-Essen. Sie hat schon deshalb Gewicht, weil die Forscher ausgefüllte anonymisierte Fragebögen von 1432 Chefärzten, 396 Pflegedirektoren und 284 Geschäftsführern auswerten konnten. Und weil vor allem die leitenden Pflegekräfte die Einschätzung der Mediziner teilen.

46 Prozent der Chefärzte gaben an, sie hätten einem Patienten zumindest einmal in den letzten sechs Monaten eine in ihren Augen nützliche diagnostische oder therapeutische Maßnahme vorenthalten. Mindestens ebenso wichtig: Mehr als ein Drittel der Chefärzte beobachtet, dass die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in ihrem Fachgebiet zu Eingriffen führen, die aus fachlicher Sicht eigentlich

nicht nötig, jedoch für die Kliniken lukrativ sind. Herzspezialisten und Orthopäden meinen das noch weit häufiger als ihre Chefarzt-Kollegen aus anderen Fachgebieten. Der Gedanke an so manche Herzkatheter-Untersuchung oder Knie- lenkspiegelung erscheint da nicht ganz abwegig. Bewusst hatten die Forscher die heikle Frage vermieden, ob die Chefärzte in der eigenen Abteilung fachlich nicht begründete Eingriffe machen.

Manche Eingriffe erfolgen nur, weil sie sich lohnen

Knappheit bei Personal, Zeit, Zuwendung und nützlichen medizinischen Leistungen auf der einen Seite, großzügiger Umgang mit eigentlich nicht erforderlichen, aber lukrativen Eingriffen auf der anderen: Eine bedrückende Kombination von Symptomen. Wo liegen die Ursachen für die Übel?

Eines der Kernprobleme sei, dass die Bundesländer nicht genug in die Kliniken investieren, sagen die Forscher. Statt der jährlichen Zuwendung von 2,6 Milliar-

den Euro müssten sie nach einer Kalkulation des Instituts für das Entgeltssystem eigentlich sechs Milliarden springen lassen. Marode Gebäude, veraltete Ausstattung, dringend benötigte Geräte: Das alles dürfe nicht mit dem Geld auf Vordermann gebracht werden, das die Krankenhäuser von den Krankenkassen für die Behandlung der Versicherten bekommen.

In einer gemeinsamen Resolution „für eine qualitätssichernde Krankenhausfinanzierung“ schlagen die Bundesärztekammer, der Deutsche Pflegerat und die Deutsche Krankenhausgesellschaft Alarm. Sie fordern neben mehr Geld auch eine andere Einstellung. So sei es dringend nötig, „die Grenzen ökonomischer Prinzipien in der gesundheitlichen Versorgung zu beachten“.

Eine Mahnung, die nicht allein der Politik gelten sollte. Der wirtschaftliche Druck, dem Klinikärzte sich ausgesetzt fühlen, ist längst nicht überall aus sicherer Not geboren. Zwar arbeiten 40 bis 50 Prozent der Kliniken mit Verlust, doch es gibt ebenso Krankenhäuser, die satte Gewinne einfahren.

ADELHEID MÜLLER-LISSNER

Unterschiedlich gestört

Studie: Lese- und Schreibschwächen differenzieren

Tun sich Schüler schwer, Geschriebenes flüssig zu lesen und gesprochene in geschriebene Sprache umzusetzen, ist meist von einer Lese-Rechtschreibschwäche die Rede. Eine aktuelle Studie stärkt nun die These, dass es sich um zwei unterschiedliche Störungen handelt. Kinder mit einer Lese-Rechtschreibschwäche weisen andere Defizite im Arbeitsgedächtnis auf als Kinder mit einer Rechtschreibschwäche, fand ein Team um die Psychologin Janin Brandenburg am Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung (Dipf) in Frankfurt am Main heraus.

Psychologen fordern andere Förderung für Kinder

Untersucht wurden 465 Kinder, davon 365 mit Lernstörungen, die übrigen zeigten keinerlei Lernschwierigkeiten. In dieser Gruppe testeten die Dipf-Forscher seit 2011 regelmäßig die kognitiven Fähigkeiten und den Lernstand der Kinder.

Kinder mit einer Lesestörung leiden primär unter Defiziten in einem Teilsystem des Arbeitsgedächtnisses, der zentralen Exekutive, die die Koordination verschiedener, gleichzeitig ausgeführter Tätigkeiten steuert. Dabei werden Informationen aus dem Langzeitgedächtnis abgerufen. Bei Kindern mit einer Rechtschreibschwäche beobachtete Brandenburg Probleme in der phonologischen Schleife, dem Bereich des Arbeitsgedächtnisses, der für die Verarbeitung sprachlicher Informationen verantwortlich ist.

Die Studie im Internet: http://bit.ly/Lernstörungen_Arbeitsgedächtnis